

Sherko Fatah
Das dunkle Schiff
Jung und Jung
Salzburg / Wien 2008
ISBN 978-3902497-36-9

Textauszug
S. 5-20

Prolog

Es war ein Sommertag, heiß, aber doch so windig, dass man es nicht wirklich spürte. Wolkenschatten eilten dunkel über die Ebenen und Hänge, als schwebten Luftschiffe durch den tiefblauen Himmel. Vielleicht war es der schönste Tag seines Lebens, nicht des leichten Lichtes und des sanften Windes wegen, nein, an diesem späten, saumselig vergehenden Tag verspürte er ein erstes Mal die tiefe Ruhe, welche die Schönheit gewährt, und erfuhr zugleich ihre Vergeblichkeit.

Um diese Jahreszeit zogen die alten Frauen hinaus, um Heilkräuter zu sammeln. Sie wussten, wann sie für welches Gewächs an einen bestimmten Ort zu gehen hatten. Weit mussten sie nicht hinaufsteigen, nur auf die Hügel. Dort sah er sie, eine kleine Kolonne, die wie so oft schon den nie ganz überwucherten Pfaden folgte. Sie sprachen und lachten laut, hier draußen waren sie endlich ganz unter sich, für ein paar Stunden fern von Räumen und Regeln. Hätten sie umhergeschaut, auch ihnen wäre die Unberührbarkeit der wilden Gräser, der Dolden und der warmen Steine aufgefallen. Doch sie schwenkten ihre Körbe, und ihre farbenfrohen Gewänder wehten im Wind, sie waren zu sehr miteinander beschäftigt. Fast beneidete er sie darum, so selbstvergessen hineingestellt zu sein in den Tag, der wie ein riesiges, geöffnetes Fenster um sie stand. Er lief ihnen nach, als sie hinter den Hügeln verschwanden, nur einfach, um sie weiterhin zu sehen, winzig, doch nicht verloren, und blieb auf dem Hügel stehen. Er fühlte nicht mehr die Abgeschiedenheit hier draußen, nicht mehr die raue Einöde, er sah die Landschaft wie eine geöffnete Hand. Er atmete schwer. Ich bin noch ein Kind, dachte er kurz, meine Lungen sind nicht weit genug für diesen Tag. Und selbst wenn sie es wären, so ahnte er, dann könnte ich doch niemals weit genug in ihn hineingehen.

Die Frauen hatten sich in der Ferne verteilt und mit dem Sammeln der Kräuter begonnen. Wie ein schwaches Echo, von den Felsen mehr verschluckt als zurückgeworfen, erhob sich das Geräusch. Es war ein Helikopter, angestrahlt vom späten Licht, das selbst seine Tarnfarbe fröhlich erscheinen ließ. Er beschirmte seine Augen mit der Hand und blickte hinauf. Er sah den Haupt- und den Heckrotor und vernahm das anschwellende Donnern. Doch nichts, auch nicht diese Maschine war fähig, den tiefen Frieden über den Hügeln zu stören. Der Helikopter flog vorüber, kam zurück und zog einen weiten Kreis über ihm. An der offenen Seitenluke kauerten zwei Soldaten, einer winkte ihm zu. Alles konnte geschehen an diesem Tag, und so winkte er ohne Furcht zurück. Der Helikopter zog seine Bahn und sank

unwirklich langsam zur Erde nieder. Im Geheimen hatte er den Kinderwunsch verspürt, und nun wurde er wahr; er landete, weit entfernt zwar, aber er landete. Vielleicht nehmen sie mich mit, war sein nächster Gedanke, vielleicht kann ich mit ihnen fliegen.

Er lief los, winkend und rufend, scharfkantige Steine und spitze Distelsträucher waren in seinem Weg, doch nichts ließ ihn stolpern, und nichts stach ihn. Weit vor ihm wurde der Helikopter eingehüllt von aufgewirbeltem Sand, trockene Halme segelten durch die Luft. Es ist zu weit, ich schaffe es nicht, dachte er, als er die beiden Soldaten herausspringen und geduckt zu den Frauen hinüberlaufen sah. Diese hatten ihre Körbe abgestellt, die Hände in die Hüften gestützt oder an die Stirn gelegt und blickten den Männern entgegen. Er sah, wie die Soldaten sie zum Helikopter trieben, sah es undeutlich durch den Staub, und da blieb er stehen. Ich schaffe es nicht, dachte er noch einmal bedauernd, doch tröstete ihn, dass es überhaupt geschehen war, das ganz und gar Außergewöhnliche. Er stand und sah sie abheben, ruckartig erst, dann unaufhaltsam, wie in den Himmel gezogen, bis sie die Staubwolke unter sich ließen. Ganz leicht legte sich der Helikopter auf die Seite und flog erneut seine weite Kurve, schraubte sich allmählich höher und höher, bis er befreit im Himmel dahin schwamm. Er blickte ihnen nach und winkte wieder. Und tatsächlich kam die Maschine erneut heran, das Donnern wurde laut und lauter, bis er sich die Ohren zuhielt. Den Kopf im Nacken sah er die Frauen. Da fielen sie, eine nach der anderen stürzte aus der Luke, mit gebreiteten Armen glänzten sie auf im Licht, und wie um sie aufzuhalten, riss an ihren Gewändern der Wind.

Erster Teil

1.

Kerim erinnerte sich an das immer gleiche Ritual. Seine Mutter rief ihn und seine Brüder zusammen. Gemeinsam holten sie eine alte, vom Waschen zerschlissene Wolldecke hervor und breiteten sie auf dem Boden aus. Manchmal taten es auch Zeitungsbögen. Sie stellten die Töpfe und Schalen in die Mitte und setzten sich wie um ein Lagerfeuer auf den Boden. Es gab Löffel, aber da sie meist unter sich waren, wurde mit den Händen gegessen. Jeder nahm, so viel er wollte, und griff ohne zu zögern in die Töpfe.

Manchmal, in schwachen Augenblicken, kam es Kerim vor, als wäre die Erinnerung an diese Art des Essens alles, was ihm von seiner Familie geblieben war. Denn wenn er daran

zurückdachte, standen sie alle, deutlich wie sonst nie, vor seinen Augen: Seine Mutter, die immer dabei war, doch die er kaum je essen sah. An ihre Hände erinnerte er sich und an die zarten Unterarme, die hervorsahen, weil sie die Ärmel zurückgezogen hatte. Imat, den älteren seiner Brüder, sah er vor sich, schmal und blass, wie er den Reis in winzigen Portionen nahm und selbst die Okraschoten nach Größe aussuchte, bevor er sie sich zaghaft, als wären seine Lippen wund, in den Mund schob. Ali dagegen kam schon mehr nach ihm, Kerim, und seinem Vater. Immer hungrig und nah bei seiner Mutter, griff er aus der Deckung zu. Er aß gern und für sein Alter recht viel. Schließlich tauchte auch sein Vater vor Kerims innerem Auge auf, müde meist nach den langen Arbeitstagen. Der schwere, vorgewölbte Bauch ließ ihn zusammengesackt erscheinen, wenn er am Boden saß. Kerim erinnerte sich an die Ringe unter seinen Augen, die im Flimmern des Fernsehlichtes deutlich hervortraten. Halb zum Bildschirm blickend, der über ihren Köpfen hing, halb seiner Familie zugewandt, stets recht schweigsam, ohne dabei stumpf zu wirken, so begegnete ihm Kerim in seinen Erinnerungen.

Sein Vater betrieb ein kleines Restaurant, fast schon außerhalb ihrer Stadt gelegen. Es war nicht mehr als eine Hütte, vollgestellt mit hölzernen Bänken und Stühlen, das Dach hatte an einer Stelle ein großes Loch, behelfsweise mit einer Matte bedeckt. Im Laufe der Zeit war diese Matte verwittert und ließ, vor allem in den frühen Abendstunden, Strahlen eines, wie Kerim es empfand, lieblichen Lichtes in die Hütte fallen. Aber niemand außer ihm bemerkte das.

Die meisten der Gäste waren Durchreisende, die auf ihrem Weg durch den gebirgigen Norden des Landes eine Rast einlegten. Das Gasthaus lag ganz in der Nähe einer der großen Überlandstraßen, auf denen man das gesamte Land durchfahren konnte. Kerim erinnerte sich an den gelblichbraunen Raum, an das Stimmengewirr und an die Rauchschwaden über den Köpfen der Gäste. In der Nähe der Matte füllte der Rauch die einfallenden Lichtstrahlen, als wären sie gläserne Gefäße. Kerims Mutter war sehr unzufrieden darüber, dass das Loch im Dach nie fachmännisch ausgebessert wurde. Doch ihr Mann fand dazu keine Zeit. Sein Leben wurde bestimmt vom Zubereiten des Essens. Solange Kerim ihn kannte, war das Essen das einzige, was ihn ernsthaft beschäftigte.

Bevor er zur Schule aufbrach, musste Kerim bereits arbeiten. Er hatte die kleine Küche vorzubereiten, die sich in einem Anbau der Hütte befand. Der Tag begann um vier Uhr morgens, denn um diese Stunde fanden sich die Taxifahrer ein. Sie waren immer unterwegs

und zahlten im Gasthaus Sonderpreise, dafür übernahmen sie ab und an Lieferungen für Kerims Vater. Um diese frühe Morgenstunde gab es nur Brühe oder Innereien am Spieß. Das war so üblich; später am Tag hatten die Gäste die Wahl zwischen Huhn oder Hammel und der dazugehörigen Brühe. Dazu gab es immer Reis, der in einem riesigen schwarzen Kessel in Unmengen gekocht wurde. Das regelmäßige Umrühren und schließlich das Ausleeren und Wiederbefüllen überließ sein Vater gänzlich Kerim, später auch die Sorge um die Gasflaschen, die ein schweigsamer Mann regelmäßig auf einem Holzkarren vorbeibrachte. Das war ein wenig teurer als sie selbst im Laden abzuholen, doch dafür schloss er sie gleich an und überprüfte die Dichtung mit einem Streichholz. Kerim kannte diesen Mann sein ganzes Leben lang, ohne je mehr als ein paar Sätze mit ihm gesprochen zu haben.

So weit er zurückdenken konnte, stand das Essen im Zentrum seines Lebens. Er hatte eine Abneigung gegen dieses wiederkehrende Ritual und gegen die viele Arbeit, die es verursachte. Manchmal beobachtete er seinen Vater nur einfach, wie er, vornübergebeugt und schnaufend von der Hitze in der engen Küche, rasend schnell die vielen Teller vorbereitete, die Kerims Mutter eine halbe Stunde später wieder einsammeln würde. Und bereits als Kind verspürte Kerim die Gewissheit, diese Arbeit niemals selbst tun zu wollen.

Hinter der Hütte gab es einen fensterlosen Schuppen mit Blechdach, in dem nach Bedarf auch geschlachtet wurde. Kerim betrat diesen dunklen Raum nur selten, denn die stickige Hitze und der Geruch waren ihm unerträglich. In der Mitte lagen in Haufen abgetrennte Schafsköpfe, jeder einzelne mit offenen, glasigen Augen und heraushängender Zunge. Ein paar Jungen aus ärmeren Familien der Nachbarschaft verdingten sich bei Kerims Vater und arbeiteten in dem Schuppen. Sie reinigten die Köpfe und trennten die Zungen heraus. Einmal, nur um ihn damit vertraut zu machen, hatte ihm sein Vater die Sache erklärt: Die Zungen mussten durch die weiche Stelle im Unterkiefer herausgeschnitten werden, durch das Maul wäre es zu mühselig. Die Jungen hockten in ihren schmutzigen Hosen und Hemden inmitten des Blutgeruchs am Boden und warfen die langen Zungen neben sich in Blechschalen. Sie blickten neugierig zu Kerim auf, doch sagten kein Wort. Das Sonnenlicht fiel nur in einem weiten Streifen von der Tür über den dunklen Boden, und es schien, als würde es die Fliegenschwärme mit sich tragen.

Eine solche Arbeit war, nach Meinung seines Vaters, nichts für Kerim, seinen ältesten Sohn. Das Kochen brachte er ihm nebenher bei, für die Handreichungen in der Küche musste

er zur Verfügung stehen. Dennoch ging Kerim regelmäßig zur Schule. Sein Vater hatte sogar einen Gehilfen, der ihn, wenn Kerim fort war, mit einem alten Pritschenwagen zum Einkauf der Vorräte in den Basar begleitete.

Es schien, als gäbe es nichts, was seine Eltern nicht getan hätten, um ihm eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Aus diesem Grund sah es sein Vater nicht gern, wenn Kerim in den Schuppen ging, um den Jungen zuzusehen. Vielleicht fürchtete er, es könnte etwas von der bedrückenden, sprachlosen Tätigkeit in jenem Dämmer auf seinen Sohn überspringen und ihn verderben. Kerim wuchs in dem Gefühl auf, wenn schon nicht zu Großem, so doch Besserem bestimmt zu sein.

Sehr früh schon begann er, dick zu werden. Anfangs fiel es nicht weiter auf, es gab in der Nachbarschaft mehrere füllige Kinder. Doch sie hielten nicht Schritt mit Kerim. Als er sieben Jahre alt war, war er das dickste Kind weit und breit. Seine Mutter ermahnte ihn oftmals, nicht an die Essensreste zu gehen. Sie schickte ihn schließlich sogar aus dem Haus, damit er sich mehr bewegte. Doch sie tat all das heimlich, bemüht, nicht die Aufmerksamkeit ihres Mannes zu erregen. Denn Kerims Vater hatte den Leibesumfang von drei Männern, und nichts daran störte ihn. Er war nicht groß, der Anlage nach von eher schmaler Gestalt mit feinen Hand- und Fußgelenken. Doch das Essen hatte ihn völlig verwandelt.

Kerims Mutter kannte ihren Mann bereits, als er mehr als fünfzig Kilo weniger wog. Manchmal flocht sie die Erinnerung daran ein in die abendlichen Gespräche. Sie verweilte gern bei diesem Thema. Ihr Gesicht hellte sich auf, ihre mandelförmigen Augen verengten sich, sie wirkte vergnügt. Wenn sich Kerim später daran erinnerte, war ihm klar, was er damals nicht wissen konnte: Dies war die einzige kleine Respektlosigkeit, die seiner Mutter gestattet war – und sie kostete sie aus, so sehr sie nur konnte. Sein Vater kauerte derweil, friedlich lächelnd, auf der mit Kissen gepolsterten Bank und atmete wie immer schwer.

»Er war dünn wie ein Kind, als ich ihn das erste Mal sah«, sagte sie. »Mager wie unsere Ziege, ihr wisst schon, die kleine graue...«

Kerim und seine Brüder lauschten ihr aufmerksam, auch wenn sie das alles schon oft gehört hatten. Denn für sie war es eine Möglichkeit, ihren Vater anders zu sehen, als sie ihn kannten. Jedenfalls konnten sie es versuchen. Verstohlen blickten sie zu dem schnaufenden

Mann hinüber, darauf bedacht, dass er es nicht bemerkte. Doch es war fast unmöglich, in ihm denjenigen wiederzuerkennen, den sie beschrieb.

»Ich musste ihn zwingen zu essen«, berichtete sie. »Er war bestimmt am Verhungern. Was ich ihm auch kochte, er nagte nur daran. Wie eine Maus. Ich musste die Stellen suchen, von denen er genommen hatte.

« Kerim kannte seinen Vater als Mann, der wenig Worte machte. Selbst wenn es um die Küche ging, gab er nur Anweisungen und erklärte das Nötigste. Doch er erinnerte sich auch an ein Gefühl der Sicherheit in seiner Nähe. Wenn sie mittags durch die Gassen der Stadt gingen, warf er neben ihm einen gewaltigen Schatten auf die Mauern. Sein Vater hielt ihn fest an der Hand, und so konnte Kerim diesem Schatten und seiner Verlängerung auch dann nicht entfliehen, wenn er kurz zurückblieb und sich ziehen ließ.

Kerim hätte nicht zu sagen gewusst, ob sein Vater – und überhaupt seine Familie – in der Nachbarschaft beliebt war. Geachtet sicher, dafür sorgte der Gasthausbetrieb. Doch auf der Straße begegneten die Leute ihm immer mit höflicher Distanz.

Vielleicht hatte das zu tun mit seiner Herkunft aus einer alevitischen Familie. Wenig erfuhr Kerim darüber, da sein Vater nur spärliche Erinnerungen daran zu haben schien. Sie hatten im türkischen Tunceli gelebt; schon das Wort klang aus märchenhafter Ferne herüber.

»Das Dorf lag hoch in den Bergen«, erzählte sein Vater. »Wie ein Schwalbennest, so dass man von unten keinen Pfad erkennen konnte, der hinaufführt. Das war sehr wichtig, denn auf diese Weise war es für die normalen Muslime schwierig, dort hinzukommen. Auch die Chaldäer lebten so, alle, die anders waren. Aber wir hatten die Staatsmacht zu fürchten. Einmal kam ein Polizist in unser Dorf und schaute sich um. Die Leute zeigten ihm die Häuser und den Versammlungsraum, wo alle, Männer und Frauen beteten und tanzten. Als er mit der Besichtigung fertig war, sagte er zum Dorfältesten: ›Ihr habt keine Moschee.‹ Der Alte antwortete: ›Wir haben unser Gebetshaus.‹ – ›Ihr braucht eine Moschee, laßt uns eine bauen‹, sagte der Polizist. Der Dorfälteste überlegte, denn es handelte sich offensichtlich um ein Angebot. Dann sagte er: ›Was wir brauchen, ist eine Schule für unsere Kinder, wir brauchen Bücher und Lehrer.‹ Da schüttelte der Polizist den Kopf: ›Erst müßt ihr eine Moschee bauen und vielleicht, irgendwann bekommt ihr eine Schule dazu.

« Solche Geschichten erzählte sein Vater selten. Auch das, was er selbst als Kind gelernt hatte, übermittelte er seinen Söhnen nur indirekt: Es war das Gefühl, nirgends wirklich dazuzugehören. In seiner Kindheit beneidete Kerim seine Mitschüler um ihre religiösen Rituale. Seine Eltern erwarteten anderes von ihm, da sie selbst kaum einmal beteten. Das war nichts Außergewöhnliches; es gab viele Familien, in denen nur zu Festtagen gebetet wurde. Und doch schien der Glaube für sie selbstverständlich oder zumindest nah zu sein. Was aber Kerim sah, war eine gewisse Verstellung: Um das Gasthaus nicht in Misskredit zu bringen, paßte sich sein Vater den muslimischen Regeln an, wo es nötig war. Manchmal ging er sogar in die Moschee. Sein wichtigstes Zugeständnis war der Kauf eines lebendigen Schafes zum Opferfest. Bei der Schlachtung hielt er sich sorgfältig an alle Regeln: Er legte das Tier mit dem Kopf in Richtung Mekka, sprach ein Gebet und ließ es gründlich ausbluten, bevor er den größeren Teil des Fleisches an die Armen der Umgebung verteilte, die sich jedes Jahr im Hof des Gasthauses versammelten und darauf warteten. Einige waren die Eltern jener Jungen, die in seinem Schuppen arbeiteten.

Viel später erst begriff Kerim, wieviel Geschick sein Vater darauf verwandte, niemanden merken zu lassen, was er in seinem Herzen wirklich war: ein Mann ohne Glauben. Die unauffälligen Namen für alle seine Kinder, sein Verhalten den Nachbarn gegenüber, es war Anpassung. Er lebte für seine Familie und sein Geschäft, alles Höhere war ihm fremd. Als Kerim mit etwa sechs Jahren in einer Ecke neben der Küche zu beten begann, ganz so, wie er es bei anderen gesehen hatte, tat er es, ohne zu wissen, was man dabei sagt und wie oft man sich zu verneigen hat. Sein Vater kam nach ihm sehen und beendete das Ganze wie ein dummes Kinderspiel, weil er ihn in der Küche brauchte.

Kerim entsann sich genau, dass auch an diesem Tag ein Opfertier im Hof bereitstand. Diesmal war es eine dunkelbraune Kuh. Er beobachtete das Tier eine Stunde lang von der kleinen Treppe aus, die auf den rückseitigen Hof führte. Sie stand angeleint an einem Holzpfehl, suchte nach vereinzelt, trockenen Grasbüscheln und bewegte sich dabei ganz allmählich in einem weiten Kreis. Da sich das Seil um den Pfehl wickelte, wurde ihr Radius immer kleiner. Aber sie bemerkte das nicht, auch wenn sie mit dem Kopf ruckte und das Seil dabei straffte. Ihr Weg führte weiter um den Pfehl. Schließlich schnürte sie sich einen Hinterlauf ein. Doch sie brachte es nicht fertig, sich rückwärts zu bewegen. Und so stand sie, ein Bein in die Höhe gezogen, schief an dem Holzpfehl und starrte vor sich hin. Ganz kurz

muhte sie auf, doch verstummte gleich wieder und senkte ihren schweren Kopf, so als wollte sie weitergrasen. Den Boden konnte sie aber nicht mehr erreichen.

Kerim rührte sich nicht. Gegen das schiefe Geländer gelehnt, blickte er stumm auf das Tier hinab. Er amüsierte sich nicht bei dem grotesken Anblick, den es, so eingeschnürt, während der nächsten halben Stunde bot. Der Gedanke an diese Begebenheit ließ ihn nicht los. Er hatte darauf gewartet, dass sie, halb zufällig, halb durch die Schmerzen, in die entgegengesetzte Richtung wechseln würde. Lange und ohne Mitgefühl hatte er darauf gewartet. Aber die Kuh tat es nicht. Nur einmal schien sie der Lösung ihres Problems nahe: Fliegen hatten sich an den Rändern ihrer Augen festgesetzt, und sie schüttelte ihren großen Kopf, um sie loszuwerden. Dabei lockerte sich das Seil etwas. Ihre Flanke bekam Spielraum, und hätte sie jetzt nur einen einzigen Schritt rückwärts, über das schlaff herabhängende Seil hinweg getan, so hätte sie sich wieder frei bewegen, sogar umwenden können. Statt dessen aber verharrte sie kurz und nutzte ihre kleine Freiheit, um wiederum vorwärts zu drängen. Diesmal fesselte sie sich endgültig.